In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 47. Posen, den 26. Februar 1929. 3. Jahrg.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Plötzlich hob Frau Marta den Blick und heftete ihn auf Hedwig.

„Hast du denn deinem Bräutigam schon Bescheid gegeben?“

Hedwig sah auf ihren Teller.

„Nein.“

„Du bist gerade so eigensinnig wie dein Vater. Warum denn nicht? Die Mutter von Hanns Herbert meint es doch gut! Wohnung, Ausstattung, Verpflegung — kann man es besser haben?“

Hedwig sah ihr Mutter bittend an.

„Du weißt, ich kann es nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Ich . . . erfriere bei seiner Mutter . . .“

„Ach, Unsinn!“ Frau Mayland musterte ihre Tochter aus den Augenwinkeln. „Wenn du vernünftig wärst, könntest du so schön deine Ersparnisse deinem Vater leihen. Dann brauchen wir uns wenigstens nichts vom Gehalt abzuhungern . . .“

„Ich? — Mutter!“

Entsetzt schaute Hedwig auf.

In Frau Maylands Augen glitzerte eine unbestimmte Angst.

„Zweitausend Mark! — Wenn Vater sich wirklich fünfzig Mark monatlich vom Gehalt abspart — oder hundert — rechne es dir doch selber aus, wie lange wir an dieser Schuld darben müssen! Und du — du hast das Geld doch jetzt gar nicht mehr nötig. In vier Wochen bist du verheiratet — hast einen Mann, der für dich sorgt, der gar keine Aussteuer verlangt — hast Wohnung und Pflege . . .“

„Mutter!“

„Was denn? Schon die einfache Kindespflicht sollte es dir eigentlich nahelegen, du müßtest ganz von selber mit diesem Vorschlag gekommen sein! Von seiner Tochter kann man doch wohl dieses kleine Opfer verlangen! Was hat uns deine Erziehung alles gekostet! Die Kinderkrankheiten, die Kleidung, die hohe Schule —“

„Mutter — ich kann ja nicht!“

Aber Frau Mayland hörte nicht auf sie.

„Ja, und dann erbst du ja doch später auch unsere Sachen!“

„Das alte Gerümpel!“ zuckte Hedwig gequält auf.

Frau Mayland warf ihr einen harten Blick zu.

„Für Besseres blieb uns nie etwas übrig. Alles haben die Kinder verschlungen, du und der Ferdi. Ich habe immer entbehren müssen — wie alle Mütter!“

Schwerfällig stand Mayland vom Tisch auf.

„Wohin willst du?“

„Ich . . . muß an die Luft.“

„Du hast ja noch nichts gegessen.“

„Ich mag nichts.“

„Als ob das etwas hülfe, wenn du hungerst!“

Er zuckte die Achseln. Auch Hedwig erhob sich.

„Ich gehe mit dir, Vater.“

Verstört sah er seine Tochter an; es flimmerte eine rührende Hilflosigkeit in seinem unruhigen Blick.

„Triffst du Hanns Herbert heut nachmittag?“ fragte die Mutter.

„Ja.“

„Dann grüß ihn von mir. Sag' ihm, ich bin einverstanden, daß du zu seiner Mutter ziehst!“

Wortlos ging Hedwig in ihr Zimmer und setzte ihren Hut auf.

Am Reinhartspark trennte sich Hedwig von ihrem Vater. Sie waren still nebeneinander hergegangen, jeder mit seinen Gedanken. Als Hedwig ihm die Hand zum Abschied bot, sahen seine Augen sie verhalten an.

„Auf Wiedersehen, Hedwig . . . Er öffnete ein paarmal die Lippen. „Grüß Hanns Herbert. Sag ihm nicht, daß . . .“ Er blickte zur Seite in die rauschenden Baumkronen; seine Fußspitze wühlte im Sand.

Heiß stieg es in Hedwig auf.

„Sei nicht böse, Vater, aber — ich hab' vor Hanns Herbert keine Geheimnisse.“

Mayland seufzte.

„So. Ja, dann . . . Es ist mir nur so peinlich.“

„Du brauchst dich doch deines guten Herzens nicht zu schämen, Vater!“

Dankbar sah er sie an.

„Meinst du?“ Seine Fußspitze schob den Sand zusammen. „Hedwig . . . wenn du einmal . . . darüber nachdenken wolltest . . .“

„Worüber, Vater?“

Er schluckte. Röte stieg ihm ins Gesicht.

„Ueber . . . Geld. Vielleicht . . .“

Er zuckte verlegen die Schultern.

Hedwig biß die Zähne aufeinander. Sie nickte stumm. Zu sprechen vermochte sie nicht.

In der Erregung wandte sie sich hastig ab und schritt schnell am Parkrand entlang dem Lindenplatz zu.

Dort wartete Hanns Herbert.

Mit verschwimmenden Augen sah Mayland ihr nach.

Ein bißchen Deutsch . . .

Nachmittags zwischen drei und vier Uhr an jedem Monatsersten zog Frau Else Graetz ihr schwarzes Seidenkleid an — im Winter eines aus Wolle —, legte ihren schwarzen Spitzenschal um, nahm die Mieterliste mit den zweiundzwanzig Buchungen, prüfte die sauber geschriebenen Zahlen noch einmal und stieg die Treppe hinauf durch ihr Haus.

Seid ihres Mannes Tode besorgte sie all ihre Geschäfte selber. Vergeblich hatte ihr Hanns Herbert vorgeschlagen, sie ihr abzunehmen oder sich einen Verwalter zu suchen.

„Ich fühle mich weder zu gut, noch zu unerfahren, noch zu schwach,“ erwiderte Frau Else gelassen. „Dein Vater hat mir dieses Eigentum anvertraut, und ich verwalte es. Wenn ich sterbe, gehört es dir. Bis dahin sorge dich nicht darum.“

„Es ist doch nur deinetwegen, Mutter — ich möchte dir die Arbeit abnehmen," hatte Hanns Herbert gedrängt.

Aber Frau Else schüttelte kühl den Kopf.

„Ohne Arbeit könnte ich nicht leben. Bin ich krank, wirklich krank, werde ich dich um Unterstützung bitten. Bis dahin . . ."

Und mit einer ihrer ruhigen, sicheren Gebärden, auf die Hanns Herbert keinen Widerspruch wagte, hatte sie abgewinkt.

Frau Else Graetz kannte jeden ihrer Mieter und ihre Verhältnisse.

Im Vorderhaus mit den vornehmen Räumen wohnten nur acht Familien; im rechten Seitenflügel hausten in Drei- und Zweizimmerwohnungen vierzehn Gruppen. Der fehlende linke Seitenflügel hatte vor dem Krieg erbaut werden sollen; der Bau war dann aber unterblieben, und so hatte Frau Else auf dem Baugrund ein Gartengelände anlegen lassen, von dem jeder Mieter nach Lust und Neigung einen Teil erhalten konnte. Die Mieter des Vordergebäudes beteiligten sich nicht daran, aber die des Seitenflügels griffen den guten Einfall auf: und so blickte man statt in einen steinernen, abgeschlossenen Hof in einen bunten Garten mit Tomaten, Kartoffeln, Gemüsen und Blumen.

An heißen Tagen schritten die Mieter auf ihren schmalen Gartenwegen fleißig mit Gießkannen auf und ab. Manch ein Scherzwort flog hinüber und herüber; aber auch manches Getuschel, mancher Klatsch entspann sich dort.

Frau Else hörte und sah alles, aber sie begrub es in ihrem Innern. Sie mischte sich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute.

Ihr liebster Mieter war der im vierten Stock.

An der Tür hing ein schmales weißes Schild mit schwarzen Buchstaben: Eugen Gutmann. Nichts weiter; er hatte sich beim Einzug als Rentner vorgestellt.

Damals lebte noch der alte Graetz, und bald waren die beiden Männer befreundet gewesen. Oft hockten sie stundenlang in den tiefen Abend hinein bei dem unerschöpflichen Schatz der Graetzschen Bücherei, denn Eugen Gutmann war ein glühender Verehrer alles Wissens. Kein Gebiet gab es, in das er nicht wenigstens hineinroch, um dessen Eigenheiten kennen zu lernen: die Ueberraschungen in der Käferforschung waren ihm ebenso geläufig wie die geheimnisvollen Heilerfolge geistwissenschaftlicher Aerzte der vorurteilslosen Neuzeit.

Jetzt aber lebte Eugen Gutmann einsam zwischen seinen Büchern; als der alte Graetz starb, hatte er, so sehr er auch Frau Else schätzte und dem jungen Hanns Herbert väterlicher Freund war, sich vollkommen zurückgezogen. Einen Sonderling nannten ihn die anderen Mieter, der immer wieder ein neues Steckenpferd reite.

In diesen Monaten war es — die Verdeutschung der deutschen Sprache.

Das war Eugen Gutmann, an dessen Tür Frau Else klingelte. Wehmut stieg ihr immer zum Herzen, wenn sie den ehemals vertrauten Freund aufsuchte; liebe Erinnerungen wurden wach; sie glaubte wieder die gütige Stimme ihres geliebten Mannes zu hören und fühlte sich dann bei der Rückkehr in ihre Wohnung allein und verlassen.

An solchen Tagen hängte sich all ihre Zärtlichkeit an das Ebenbild des Verstorbenen, an Hanns Herbert.

Die Haushälterin führte sie ins Empfangszimmer. Eugen Gutmann kam sofort in seiner gedämpften, lebhaften, gütigen Art herein.

„Guten Tag, guten Tag! Wie geht es Ihnen, Frau Graetz? Bitte, setzen Sie sich; Sie sind gewiß müde vom Treppensteigen."

Frau Else ließ sich ein wenig atemlos in einen Sessel am Rundtisch nieder. Es war ein behagliches, anheimelndes Zimmer; man empfand den Geist des Friedens und Wohlwollens, der allem entströmte.

Eugen Gutmann stand am Tisch und schüttelte den Kopf.

„Sie sollten doch mehr auf sich acht geben, Frau Graetz. Ich kann Ihnen ebensogut die Miete in Ihre Wohnung bringen."

„Ach," wehrte schwach lächelnd Frau Else. „Ich bin es so gewohnt, und . . ."

„Ist Gewohnheit wirklich mächtiger als die Erkenntnis des Besseren?"

„Die gute, alte Tradition, Herr Gutmann — noch von meinem Mann her!"

„Ueberlieferung, Frau Graetz, ist nicht immer anbetungswürdig. Erlauben Sie!"

Er legte ihr einige Geldscheine hin und unterschrieb in ihrem Mietbuch.

„Nein," stimmte Frau Graetz zu, „nicht immer. Aber es wäre besser, wenn die Menschheit in manchen Dingen das Alte, Hergebrachte und Gute nicht so sehr ignoriere."

„Sagen wir: nicht verachte oder übersehe, sondern es in sich aufnähme und zu neuem Guten durchdenke, durchlebe und verarbeite. Sich allein auf Gewesenes zu stützen, hindert oft die Entwicklung."

„Meinen Sie?" Frau Else schob das Geld in die Gürteltasche. „Aber sehen Sie doch unsere Zeit — ist sie nicht entsetzlich? Diese Eleganz, diese Ungeniertheit der Mädchen von heute!"

„Nettigkeit und freieres Benehmen reimen sich manchmal besser zu einem geraden und offenen Sinn, als Unachtsamkeit auf den äußeren Menschen und unechte Zurückhaltung. Ist unsere Zeit wirklich so schlecht? Jede Zeit hat ihre Erschütterungen, ihre Umwälzungen, ihre inneren und äußeren Kriege. Nur der jeweils Lebende bildet sich ein, seine Zeit sei die schwerste."

„Sie mögen recht haben, Herr Gutmann. Es ist nicht immer leicht, objektiv zu denken."

„Sachlich, klar, überschauend, unselbstisch, vorurteilslos, unbefangen, unbeeinflußt — sehen Sie, da haben wir gleich sieben deutsche Wörter für ein Fremdwort!"

In scherzhafter Abwehr hob Frau Else die Hand.

„Die Fremdwörter, das ist Ihr Steckenpferd!"

„In Uebertragung: meine Lächerlichkeit!" lachte Eugen Gutmann. „Steckenpferde pflegen lächerlich zu sein. Man bemitleidet die Menschen darum. Aber ist es nicht auch ein Steckenpferd, täglich auf dem Gewesenen, dem guten Alten herumzureiten? Wir sollen das vergangene Gute hoch achten, aber das bessere Kommende nicht verachten!"

Frau Graetz zog unmutig die Brauen zusammen.

„Sie sind ein Mann in der Stille, Herr Gutmann! Sie stehen nicht so im Leben wie ich. Sie sehen nicht, wie unsere Zeit Forderungen stellt, die wir älteren Menschen weder begreifen, noch schön und vernünftig finden, noch gar gutheißen können. Sehen Sie sich die neue Generation an —"

„Geschlecht, Geschlecht!"

„Gut, sehen Sie sich das neue Geschlecht an! Durchdrungen von seinen Rechten, triefend von Ueberzeugungen, die es noch nicht bewährt hat, eigensüchtig in seinem unwiderstehlichen Drang, alles in Besitz zu nehmen, alles besser zu wissen, alles klüger, vollendeter zu können! Und davor sollen wir Erfahrenen den Nacken beugen? Sollen anerkennen, wo unser Wissen, unser Leben, unsere Erkenntnis hart und entschlossen Nein sagen muß? Dieser achtungslose Egoismus unserer Zeit —"

„Selbstsucht! Selbstsucht!"

(Fortsetzung folgt.)

Jugendweg und Werden eines Ostdeutschen.

Von **Wilhelm Müller-Rüdersdorf** (Berlin).

Aus eigener Kraft! Das darf man auch über die Lebensgeschichte Karl Friedrich von Klödens schreiben. Und wie keiner besser, zeigt dieser bedeutende Mann an sich, daß man auch aus niedrigstem, notvollstem Kindheitgrund mit Fleiß, Begabung, edler Art und etwas Glück eine stolze, segensreiche Lebenshöhe erringen kann.

Aermlicher, sorgendunkler als die Kindheitsjahre Karl Friedrich von Klödens war selten eine Kinderzeit. Als Sohn eines Feldwebels der preußischen Armee erblickte er 1786 in einer Kaserne im Osten Berlins das Lebenslicht. Da die Löhnung kärglich war und zur Erhaltung einer Familie nicht ausreichte, so verdiente sich der Vater ein paar Mark nebenher, indem er Schnitzarbeiten vergoldete, die an Möbeln angebracht wurden. Auch die Mutter mußte durch Handarbeit mitverdienen. In seinen „Jugenderinnerungen" — einem wertvollen Buche, das er als Vierzigjähriger verfaßte — erzählt Karl Friedrich von Klöden über sich, den siebenjährigen Aeltesten unter drei Geschwistern: „Sobald die Witterung es erlaubte, legte ich Schuhe und Strümpfe sowie die bis dahin noch einigermaßen zusammengehaltene blaue Tuchjacke ab. Eine Kopfbedeckung hatte ich weder im Sommer, noch im Winter. Auch von Hals- und Schnupftüchern wußte ich nichts." Die Mutter gar, besaß nur, was sie am Leibe trug. Hinzu kam allerlei sonstige Entbehrung und viel Körper- und Seelenleid in der Familie. Der Vater mußte mit in den Krieg nach Frankreich ziehen. Er geriet in Gefangenschaft und dabei packte ihn der Typhus. Mühsam wurde er wieder hergestellt.

Eine etwas bessere Zeit schien für die Klödens anzubrechen, als der Vater nach seiner Rückkehr aus dem Felde zum Akziseaufseher (d. h. zum Steueraufseher) in Preußisch-Friedland in Westpreußen ernannt wurde. Doch auch hier — wohin die Familie 1794 übersiedelte — gab es viel Not und Kummer zu kosten. Dessen ungeachtet gewann der kleine, damals achtjährige Fritz die neue Heimat, die Ostmark, sehr lieb. Schön und ergreifend hat er dies bekundet, als er nach sieben im deutschen Ostlande verlebten Jungenjahren dieses wieder verlassen und in die Lehre nach Berlin ziehen mußte. Allezeit war Fritz ein stiller, schüchterner, nachdenklicher Junge. Für alles Gute und Schöne hatte er Sinn. Und die Lernlust und Wißbegierde spukte ihm gewaltig im Blute. Früh fing er an zu zeichnen und zu malen. Den ersten Pinsel machte sich der Neunjährige aus den eigenen Haaren. Als Malfarbe suchte er sich auf den Feldern Ockererden, die er im Sande als kleine gelbe, rote und braune Knollen fand. So schaffte er sich in seiner Seele und mit deren Wundern um sich herum ein Kinderparadies.

Die Lage der Eltern war indessen noch immer recht traurig. Nebeneinnahmen gab es für sie in Preußisch-Friedland nicht. Und das Gehalt reichte nicht her und hin. Dazu kam, daß der Vater mehr und mehr dem Trunk verfiel. Auf seinen Dienstgängen in die Branntweinbrennereien der Gegend mußte er — ob er wollte oder nicht — viel Schnaps trinken. Und der Schnaps bekam ihn schließlich ganz in seine Gewalt. So betrachtete es die Mutter als eine Fügung des Himmels, als ihm 1796 zum Tausch die Stelle eines Toreinnehmers in dem nicht weit entfernten Märkisch-Friedland angeboten wurde. Obgleich der Vater durch diesen Posten auf der Dienstleiter eine Stufe tiefer kam, nahm er, dem Rat der Mutter folgend, diesen Tausch doch an. Und hier in dem lebhafteren verkehrsreicheren Märk.-Friedland fühlte sich die Familie auch bald recht wohl. Wenn auch die Hoffnung von Fritzens Mutter, der Vater würde hier vom Alkohol freikommen, eine trügerische war und die Trinkleidenschaft ihres Mannes ihr viele bittere Stunden bereitete. Fritz fand in dem neuen Heimatsstädtchen genug von dem, was ihn fesselte. Und alles, was er hier Sonderliches an Menschen und Vorgängen beobachtete, nahm er tief in sich auf. Seine „Jugenderinnerungen" zeigen, daß gerade die Kinderjahre in Märk.-Friedland seinen hellen, regen Geist stark befruchteten. Manche schöne, wichtige Schilderung schrieb er als Mann dieser Heimatstätte zum ehrenden Gedenken. Vor allem war ihm die geistig sehr hochstehende Mutter hier ein strahlender, heißgeliebter Leitstern. Wenn sie strickte, erzählte sie ihm Geschichten, Sagen und Märchen, oder las ihm vor. Manchmal mußte auch er vorlesen. Die ersten Bücher, die stärksten Eindruck auf ihn machten, waren die Bibel und der Robinson Crusoe. Elfmal hintereinander las er diesen. Und sein Wissensdrang und der Wunsch, auch ein tüchtiger Könner zu werden, wurde immer brennender in ihm. Mit den Jahren lernte er gar Flöte, Gitarre und Klavier spielen. Was scherte es ihn, daß der Magen oft so schlecht wegkam und ihn dürftige, geflickte Kleidung hüllte, Schlamm, Schnee und Wasser sich ihm durch die abgelaufenen, löcherigen Schuhsohlen saugte! Innerlich fühlte er sich reich! Denn nun hatte er die Bücher und die Musik! Die waren ihm mehr als kaltes, nüchternes Gold und leckere Gaumenkost und seine, vornehme Kleider. Zuerst ging er bei einem angehenden jüdischen Lehrer für einige Stunden täglich in den Privatunterricht. Dann kam er in die Stadtschule. Hier war er bald Primus. Und er blieb es, bis er konfirmiert wurde und als Goldschmiedelehrling wieder nach Berlin gehen mußte. Oh, der Abschied von seinem ostmärkischen Städtchen! Weher, als er, griff nichts in seine Jungenseele. Und rührend schön hat er ihn in seiner schlichten Art geschildert.

Viel an Wissen und Können hatte sich Karl Friedrich von Klöden in den sieben Jahren, die er in der ihm zur eigentlichen Heimat gewordenen Ostmark verlebte, angeeignet. Seine besondere Vorliebe wurden Mathematik, Naturwissenschaft und Geschichte. Und auf ihren Gebieten brachte er es später zu hohen Leistungen. Und trotzdem die Armut in seiner Familie ihn bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre in kärglichsten Verhältnissen festhielt, brachte er es dennoch fertig, daß er noch studieren konnte. Und aus dem armen Feldwebelssohn wurde ein bedeutender, berühmter Geograph, Kartenstecher, Geschichtsforscher und Naturgeschichtsmann. Nicht wenig wurde er auch als Musiker geschätzt. Auch Lehrer ward er (u. a. an der bekannten Plomannschen Erziehungsanstalt in Berlin), bildete in Potsdam selbst Lehrer aus und leitete und gründete Kunstgewerbeschulen.

Ein arbeitsreiches, aber auch ein mit Erfolg höchst gesegnetes Leben lag hinter ihm, als er im Jahre 1856 der wunderreichen Welt, die er so fein verstand und würdigte, Ade sagen mußte.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's!

(Nachdruck verboten.)

Narrenhände . . .

Um der nicht gerade schönen, aber um so älteren und sehr beliebten Sitte, die Namen in die Rinde von Bäumen einzuritzen, energisch entgegentreten zu können, hat man im Laufe der Jahrhunderte schon viel unternommen, aber geholfen hat nichts. Nun ist ein Förster auf die Idee gekommen, den Liebespaaren und Ausflüglern auf andere Weise nahezutreten, und hat ein Schild mit einem Vers entworfen, das demnächst in sämtlichen deutschen staatlichen Forsten aufgehängt werden soll. Es lautet:

Schneid' niemals in die Rinder
Herz, Pfeil und Namen ein.
Die Rinde glatt zu finden,
Wird jedem lieber sein.
Auch ist es gänzlich schnuppe,
Ob hier zu lesen ist,
Daß du mit deiner Puppe
Mal hier gewesen bist.

Vielleicht ist das heilsam und wirksam; aber es gibt Leute, die behaupten, diese großen Schilder in der nötigen Anzahl würden den Wald mehr verunzieren als die paar gekritzelten und bald überwachsenen Namenszüge.

*

Mörder gesucht!

Als ich mich neulich auf meinem Polizeirevier aufhielt und dabei einen Blick auf die im Gange ausgehängten Steckbriefe der Kriminalabteilung warf, entdeckte ich auch einen, der mich interessierte. Da spürt doch tatsächlich ein Staatsanwalt in Oberstein nach „einem Kraftwagenfahrer unbekannten Aufenthalts, der wegen Ueberschreitung der Straßenverkehrsordnung eine Geldstrafe von fünf Mark zu zahlen hat und deshalb festgenommen werden soll".

Die suchende Behörde weiß weder die Nummer des Wagens, noch das Heimatzeichen; sie kann den Mann nicht beschreiben, noch angeben, woher er kam und wohin er fuhr. Aber sämtliche deutschen Polizisten sollen sich den Kopf zerbrechen, wer von den 800 000 Kraftwagenführern für die Entrichtung jener Geldstrafe in Frage kommt. Sollte man ihn — woran zu zweifeln ist — doch erwischen, in welchem Verhältnis würden dann die fünf Mark zu den Kosten des ganzen Verfahrens stehen?

*

Eine ganz neue Verordnung.

In der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung" wurde jüngst über einen Prozeß berichtet, in dem ein gewisser Hamkens als Angeklagter erscheinen mußte. Da hieß es:

„Hamkens ist angeklagt, sich gegen eine Verordnung des Reichspräsidenten (Aufforderung und Anreiz zum Steuerstreik) vergangen zu haben."

Sicher hatte der Herr Reichspräsident, als er diese Verordnung erließ, nicht Herrn Hamkens ins Auge gefaßt.

*

Schwamm im Bauche.

Die Vergeßlichkeit der berühmten Operateure ist bekannt, und es soll nicht nur einmal vorgekommen sein, daß einer einem Kranken den Bauch zunähte und dabei irgend etwas darin liegen ließ. Man kennt ja die bekannte Geschichte jenes englischen Chirurgen, der einem Patienten dreimal den Leib wieder öffnen mußte, weil er beim ersten Male eine Zange, beim zweiten Male eine Pinzette und beim dritten Male seine Handschuhe hatte darin liegen lassen. Als er am Morgen nach der dritten Operation ins Zimmer mit den Worten trat:

„Hat niemand meinen Hut gesehen?“ drehte sich der Patient um — und verschied Das ist natürlich nur erfunden; aber in Sankt Louis haben jetzt zwei Chirurgen, die gemeinsam eine gefährliche Operation an einer Frau vornahmen, einen riesengroßen Badeschwamm mit eingenäht, und als die Dame 75 000 Dollar Schadenersatz forderte, bekam sie tatsächlich 15 000 Dollar zugesprochen. Dafür kann man sich einen ganzen Haufen Schwämme kaufen.

*

Man hat ihm die Luft herausgelassen.

Wenn einer an ein Zweirad geht und an einem Ventil dreht, dann ist das eine Gemeinheit; denn dann geht ihm die Luft aus. Nämlich dem Ventil. Der gleichen Ansicht muß wohl dieser Herr gewesen sein, der jenes Inserat in die „Landeszeitung von Geldern“ setzte:

„Der betreffende Herr, welcher den Vorgang gesehen hat, am 17. morgens 3 Uhr, und an Herrn Fuhrmann den Brief gerichtet hat, bitte ich, um seinen Namen oder bei der Polizei zu Protokoll zu erscheinen, da der betreffende Herr genau angegeben hat den Namen desselben sowie die Wohnung welcher sich mir gegenüber als Kriminalbeamter ausgegeben hat und die Tasche revidiert und die Luft aus dem Fahrrad herausgelassen hat.“

Haben Sie eine Ahnung, wer nun eigentlich an dem Ventil gedreht hat? Cubert.

Ein merkwürdiger Rekord ist zu schlagen!

Die Rekordwut unseres Zeitalters hat in den letzten Jahren manche recht absonderliche Höchstleistung gebracht. Höchstleistungen auf allen möglichen und unmöglichen Gebieten. Der eigenartigste Rekord jedoch ist vor einiger Zeit von einem Koch der französischen Hauptstadt aufgestellt worden und zwar in der Zubereitung von -- Eierspeisen. Der Pariser Koch hat der Welt eine Mannigfaltigkeit in der Zubereitung von Eierspeisen bewiesen, die selbst die tüchtigste Hausfrau zum Erstaunen bringen wird. Der französische Eierkünstler wartete dem Preisgericht mit über 800 verschiedenen Varianten auf. Allein in der Zubereitung von Eierkuchen bewies er seine Fähigkeit mit über 210 verschiedenen Rezepten, verlorene Eier bereitete er auf 149 verschiedene Arten zu, während er für weichgekochte Eier 470 verschiedene Zubereitung den maßlos staunenden Preisrichtern vorführte. Rühreier brachte er in 78 verschiedenen Formen auf den Tisch, Spiegeleier in 71 verschiedenen Zubereitungsarten. Hartgekochte Eier wußte er nach 68 verschiedenen Arten herzurichten. Vorläufig ist der Pariser Kochkünstler Inhaber der Weltmeisterschaft. Er wartet noch immer darauf, daß einer komme, um ihm diesen eigentümlichsten aller Rekorde streitig zu machen.

Wie sage ich's meiner Frau

Wie sagt es Herr Tecrouy seiner jungen Frau, mit der er nicht gerade glücklich verheiratet ist, wo und mit wem er wieder gestern so lange fortgewesen? — Alle Gründe und Ausflüchte hat er bereits verbraucht Nachts, wenn er seine Gattin im Schlafe glaubt, schleicht er sich aus dem Hause, kehrt dann in munterer Stimmung zurück, findet nach längeren Versuchen das Schlüsselloch, zieht Schuhe und Strümpfe aus und tänzelt auf stillen Sohlen ins Ehezimmer. Aber leider Gottes hat Frau Tecrouy keinen sehr tiefen Schlaf, das erste Mal ließ sie es geschehen und stellte sich schlafend, aber dann erwachte sie eines Nachts, und es gab einen Heidenkrach. Der arme Tecrouy wurde noch ängstlicher. Sollte er, um seine Madame nicht zu wecken, seinen schönen Abenden entsagen? Es war wirklich „auf die Wände zu kriechen“!

Und so geschah es. Tecrouy kletterte auf das Dach. Eines Nachts erwachte Frau Tecrouy von einem seltsamen Geräusch. Es schien ihr, als ob sich jemand auf dem Dach oder Boden bewegte. Kein Zweifel, Einbrecher waren am Werk, das Gepolter der Schritte war deutlich zu vernehmen.

In ihrer Angst stürzte Frau Tecrouy ans Telephon, es war gegen drei Uhr nachts. Dann hieß es: Einbruch, Lebensgefahr bei Tecrouy, Rue Madame, und unverzüglich war eine Abteilung Feuerwehr mit Leiter und ein Kraftwagen Polizei am Tatort. Das Haus wurde umzingelt. Von oben eröffneten sich dem rücksichtsvollen Ehegatten recht traurige, ungeahnte Perspektiven. Was hatte er bloß angestellt? Er wollte seine Ehehälfte nicht wecken, war aufs Dach gestiegen, und suchte nun nach einer bequemen Bodenluke, um durch die Hintertreppe ohne Spektakel in die Küche zu gelangen. An dieser Bodenluke nahm ihn der dicke Polizeiwachtmeister in Empfang. Das war der Dank für seinen beschwerlichen Aufstieg, die Anerkennung seiner zarten ehelichen Gefühle Natürlich glaubten die Polizisten nicht an sein Gestammel, so brachten sie den Fassadenkletterer in das Revier. Immer wieder beteuerte der arme Tecrouy seine Unschuld. Endlich, nach unendlichem Verhör, wurde er am nächsten Morgen freigelassen.

„Aber nun? Wie sagt er es nun seiner Gattin, wo er gestern die ganze Nacht gewesen? Tecrouy, da bist du machtlos! . .

Lebensdauer im Tier- und Pflanzenreich.

Bei den meisten Tieren ist eine durchschnittliche Lebensdauer nicht feststellbar, da es uns an dem notwendigen grundlegenden Beobachtungs- und Erfahrungsmaterial fehlt, auf Grund dessen sich Schlüsse auf ein Durchschnittsalter ziehen ließen. So wissen wir, was die wilden Tiere anbelangt, fast überhaupt nichts von ihrer Lebensdauer Einzig das Alter unserer Haustiere und der in der Gefangenschaft gezüchteten Tiergattungen läßt sich annähernd bestimmen. An Hand des Alters und der Struktur der Zähne und Skelette lassen sich ferner einzelne Schlußfolgerungen über ein mutmaßliches Alter der Tiere ziehen. Nach den Forschungen, die Dr. V. Schmidt darüber angestellt hat, ergeben sich folgende Resultate:

Der Elefant erreicht ein Alter von 150 bis 200 Jahren, Nashörner, Kamele, Bären, Flußpferde werden bis zu 40 Jahre alt, der Tiger bringt es auf 20, der Wolf auf 12 bis 15, der Biber auf 20 bis 25, die Hausmaus auf 3 bis 5 Jahre. Demgegenüber sind einzelne Vogelarten von erstaunlich hoher Lebensdauer. So werden Papageien 150, Geier 118, Eulen, Raben, Falken, Schwäne bis zu 100 Jahre alt. Unsere Hausgans kann 60 bis 80 Jahre leben, Singvögel bis zu 25 Jahren.

Das älteste uns bekannte Tier ist wohl die berühmte Londoner Riesenschildkröte, die heute das stattliche Alter von 300 Jahren erreicht hat. Auch Fische erfreuen sich oft einer sehr langen Lebensdauer. So werden Karpfen und Hechte 150 und mehr Jahre alt. Daß die Lebensdauer der Tiere mit der Körpergröße und Stärke der einzelnen Rassen nichts zu tun hat, zeigen verschiedene Vergleiche der Arten untereinander. So wird der Bär, der ein Alter von 40 Jahren erreicht, fast doppelt so alt als der größere und stärkere Löwe, dessen mutmaßliche Lebensdauer nur 20 bis 25 Jahre beträgt.

Eine ungleich höhere Lebensdauer aber als Menschen und Tiere weisen Bäume auf. Edeltannen werden oft 300, Fichten 400, Lärchen 500, Bergahorne 500 Jahre alt. Eichen erreichen nicht selten das Alter von 1500 Jahren, während Eiben eine Lebensdauer von 3000 Jahren aufweisen.

Aus aller Welt.

Wie viel Kraft wird beim Schreiben vergeudet? Jede, selbst die geringste körperliche Arbeit erfordert einen gewissen Kraftaufwand. Daß man auch beim flüchtigen Dahingleiten der Feder auf dem Papier Kraft verbraucht, das wird sicher noch keiner verspürt haben. Und doch ist ausgerechnet worden, daß der Schreibende mit einem Druck von 16½ Gramm die Feder führt. Schon der Schüler leistet darin ein ganz Erhebliches im Kraftaufwand. Bei seiner langsamen Schreibweise, den Federstrich zu einer Sekunde gerechnet, braucht er bei täglich nur einer Stunde einen Federdruck von 16½×60×60 = 59 400 Gramm = 60 Kilogramm. Ein geübter Schreiber macht mindestens zwei Federstriche in der Sekunde, das sind 33 Gramm Federdruck ×60×60 = 118 800 Gr. = 119 Kilogramm Federdruck in der Stunde. Bei täglich acht Stunden verbraucht er an Druckkraft also 952 Kilogramm, also rund 20 Zentner. Eine Jahresarbeit entspricht also einer ganz ansehnlichen Herkulesarbeit, trotzdem man die Schreiber immer als schwächliche Menschen bezeichnet. Die Benutzung des Bleistifts erfordert sogar einen sechsfachen Kraftaufwand.

Ein Herkules der Pflanzenwelt. Ueber die Herkulesarbeit eines Champignonpilzes berichtet ein ernstes wissenschaftliches Fachblatt Frankreichs folgendes: In der Stadt Nancy war neues Asphalttrottoir gelegt worden. Nach Verlauf eines Jahres bemerkte man an einem Teil des Trottoirs, daß es sich allmählich zu heben begann, bis es eines Tages einen Sprengriß zeigte. Als man der Ursache nachforschte, fand man unter dem Asphalt einen ausgewachsenen Champignon. Selbst wenn die Vermutung der Gelehrten zutrifft, daß die bei dem Wachstum des Pilzes sich entwickelnde Wärme den Asphalt gelöst hat, war die Kraftleistung des Pilzes doch eine außerordentliche. Ein Professor schätzte den von dem Champignon ausgeübten Druck auf mehrere Dutzend Kilogramm.

Gut gegeben. Der dieser Tage verstorbene Musiker Prof. Siegfried Ochs erzählt in seinen Lebenserinnerungen auch einmal von einer Chorprobe zur Matthäus-Passion, die Julius Stockhausen dirigierte. Um seine Sänger in Stimmung zu bringen, hielt Stockhausen vor der Probe eine Rede, die in dem kühnen Satz gipfelte: „Meine Damen und Herren, Ihre Stimmen müssen bei diesem Stück knien!“ — Da rief Paul Meyerheim, der bekannte Maler, der sich unter den Sängern befand, zu dem eifrigen Dirigenten hinüber: „Na, da können wir ja auch aus den Kniekehlen singen!“

Fröhliche Ecke.

Der Kenner. „Ich gebe nur fünf Dollar für Ihren Hund. Keinen Cent mehr.“

„Aber der Hund hat einen kolossalen Stammbaum.“

„Den können Sie behalten. Ich will bloß den Hund.“

Schulweisheit. „Egon, kannst du mir sagen, warum der Schwan einen so langen Hals hat?“

„Weil der Kopf so weit ab ist vom Rumpf!“